Unsere Heuchler!

Von **Bernard Shaw-London**

Welchen Unterschied hat der belgische Neutralitätsvertrag von 1859 geschaffen? Nicht den geringsten, mit der einzigen Ausnahme, daß wir uns nicht zu bemühen brauchten, eine bessere Entschuldigung für das zu finden, was eines schönen Tages doch eingetroffen wäre. Die Deutschen würden genau so gut in Belgien einmarschiert sein und die Belgier würden sich genau so gut uns angeschlossen haben. Die Schützengräben würden da sein, wo sie heute sind. Die Feinde der Intervention würden beim Ausbruch des Kriegsfiebers wie Spreu hinweggefegt worden sein und von der Bibliothek in Löwen und der Kathedrale in Reims würde nicht ein Stein mehr als jetzt stehen.

Einer meiner Gegner sagte: „Zweifellos kann das alles richtig sein, wenn kein Vertrag dagewesen wäre, aber es war ein Vertrag da. Nehmen wir nun einmal an, die Deutschen hätten ihn respektiert." Wir wären trotz alledem in den Krieg gegangen und es wäre derselbe Krieg geworden, nur vielleicht daß die Schützengräben mehr von Norden nach Süden und weniger von Osten nach Westen laufen würden. Nach allem, was wir gesehen haben, ist es müßig, dem Kriegsfieber eine Intelligenz und eine Unterscheidung zuzuschreiben, die es ganz sicherlich nicht besitzt. Wir hatten den Krieg von Sir Edward Grey anzunehmen, genau so wie er ihn uns ankündigte, und wenn er zufällig aus seiner Toga einen Vertrag mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn hervorgezogen und Frankreich und Rußland den Krieg erklärt hätte, so hätten wir laut Hurra gebrüllt, hätten von dem Wiederaufleben der alten Waterloo Allianz geschwärmt und aus dem Friedenskaiser einen Volkshelden gemacht. Sir Edward und Mr. Asquith hatten sich darüber verständigt, welche Nationen wir totschießen sollten. Die Idee, daß das Volk irgend etwas zu sagen hätte, ist durchaus naiv.

Endlich wünsche ich zu sagen, daß, soviel mir bekannt ist, kein Mensch behauptet, daß die Vergewaltigung der Neutralität Belgiens eine von Heuchlern erfundene Entschuldigung ist. Der Vertrag ist keine Erfindung: er ist eine Tatsache. Seine Vergewaltigung ist eine konventionell gültige Entschuldigung für einen jeden, der nach einer bequemen Entschuldigung Umschau hält. Die Heuchelei liegt darin, daß behauptet wird, das Brechen eines derart alten Vertrages oder die Vergewaltigung eines neutralen Landes unter dem Zwang militärischer Notwendigkeit seien Handlungen, die nur von ausnahmsweise entarteten und infamen Mächten begangen werden könnten und daß wir Engländer derartiger Handlungen unfähig seien. Die schlichte Tatsache ist, daß wir derartige Handlungen nicht nur begangen haben, sondern daß wir sie mit denselben Worten entschuldigt haben, die der deutsche Kanzler benutzte, als er den Einfall in Belgien entschuldigte. Und da alle neutralen Nationen, die alle etwas ähnliches getan haben, dies sehr wohl wissen, so schaden unsere heuchlerischen Pharisäer im Auslande ganz außerordentlich.

Ich habe auch gesagt, daß die Kathedrale von Reims zehn Westminsterabteien wert ist und jetzt sage ich, daß die Aia Sophia in Konstantinopel zehn Reimser Kathedralen wert ist, ich habe in beiden gebetet und sorge mehr um sie als um alle Weltreiche, die je zum Fluche der Menschheit entstanden. Und ich weiß auch, daß es durchaus möglich ist, daß in Kürze die gewaltigen Geschosse der „Queen Elizabeth" die Sophia Basilika in einen Trümmerhaufen geschossen und die wundervollen Fenster der Suleiman Moschee, die in der ganzen Welt nicht ihresgleichen haben, zerschmettert haben werden, und daher hüte ich mich gar zu freimütig mit dem Worte Vandalen zu sein.

Der Augenblick

Von

Hermann Bahr

Ich war jetzt wieder eine Zeit in Deutschland, ganz weit ging mir da das Herz auf. Welche Zuversicht, welches Vertrauen, welche Seelenkraft! Was daheim, im Lande selbst, geleistet wird, ist vielleicht noch merkwürdiger als die Taten im Felde. Daß es ein Heldenvolk ist, hat man ja gewußt. Aber wie das ganze Land über Nacht umgelernt, sich dem Wechsel der Zeit angepaßt und jeder in der allgemeinen Veränderung gleich wieder seinen rechten Platz gefunden hat, das ist ein Wunder geistiger Behendigkeit, Biegsamkeit und Beweglichkeit, das man gerade den Deutschen, einem doch als langsam und schwer verschrienen Volk, am wenigsten zugetraut hätte. „Benutzt die Gegenwart mit Glück", das Goethe-Wort haben sie herrlich erfüllt, die „Forderungen des Tages" versteht jeder und jeder gehorcht ihr, opfert lieb gewordene Gewohnheiten gern und ergreift den Augenblick, ohne viel zu fragen, was morgen sein wird. Sie leben ganz der Gegenwart, das macht sie so ungeheuer stark. In Bereitschaft sein ist alles, sagt Hamlet, aber vielleicht noch nie, seit die Welt besteht, hat man ein ganzes Volk in solcher Bereitschaft gesehen, zusammengeballt in einen einzigen großen müberwindlichen Entschluß. Und die Wirkung: keine Not, keine Teuerung, keine Arbeitslosigkeit, sondern neun Milliarden! Jeder einzelne Deutsche, Bürger, Bauer oder Arbeiter, hätte das Eiserne Kreuz verdient. Keiner denkt an sich, jeder fragt nur, was der Augenblick heischt, und tut es.

Dieses Gefühl für den Augenblick fehlt uns Oesterreichern. Wir kommen immer etwas später. Wir haben den Ruf leichter Beweglichkeit, den wir gar nicht verdienen. Ein Bub meiner Bekanntschaft, gefragt, was er denn am liebsten einmal würde, antwortete klug: Ein Pensionist. Er sprach damit das österreichische Lebensideal aus. Sicher zu gehen ist uns die Hauptsache. Und damit meint der Oesterreicher aber nicht bloß ein sicheres Einkommen, sondern Sicherheit vor jeder Ueberraschung. Sein ganzes Leben soll nach demselben Stundenplan ein für allemal geregelt und es soll ein für allemal ausgemacht sein, was er zu leisten hat und wann und wie; und was nicht ein für allemal ausgemacht ist, das geht ihn nichts an, darauf läßt er sich nicht ein, das lehnt er von vornherein ab, er ist kein Abenteurer. Wenn Burckhard unter Freunden gern für ein Gesetz eintrat, durch das verboten werden sollte, denselben Beruf länger als fünf Jahre zu betreiben, weil er nach fünf Jahren zur leeren Routine wird, und weil man, wie er paradox zu sagen pflegte, in jedem Berufe ja nur so lange tüchtig ist, als man ihn eigentlich noch nicht recht kann, hielten ihn seine sämtlichen Freunde für verrückt. Nichts widerstrebt unserer Natur mehr, als uns zu verändern. Daß jeder neue Tag ein anderer ist und so von uns stets wieder einen neuen Menschen verlangt, will uns nicht ein; unseren ersenen wir nie. Man sieht das ja auch an unseren politischen Parteien, die alle noch immer mit längst entschwundenen Wirklichkeiten hantieren; worüber sie noch immer verhandeln, das ist ja längst alles gar nicht mehr da. Aber wir wollen schön brav sicher gehen und vergessen dabei, daß die Wirklichkeit der größte aller Abenteurer ist, unerschöpflich an Ueberraschungen. Wir bemerken das nur nicht, weil uns der Sinn für den Augenblick fehlt. Womit aber nicht gesagt sein soll, daß wir den Sinn für die Ewigkeit hätten. Beides zu haben, den Sinn für den Augenblick und den Sinn für die Ewigkeit, wäre freilich das höchste: im stärksten Gefühl des Augenblicks noch der Ewigkeit eingedenk und in der tiefsten Betrachtung der Ewigkeit doch jeden Augenblick bereit zu sein, wie die deutschen Mystiker, wie Goethe, wie Bismarck.

Wenn wir den Sinn für den Augenblick hätten, würden wir jetzt eine große Gelegenheit nicht wieder versäumen. Es handelt sich dabei bloß um eine wirtschaftliche Frage, und nicht einmal um eine große. Das aber sollten wir doch wenigstens in diesem Kriege gelernt haben, daß alles ja lebendig zusammenhängt, ein Gebiet ins andere wirkt und das Rechte, in irgend einem Teile getan, gleich überall auch ins Ganze dringt. Es ist eine wirtschaftliche Frage, zunächst nur für einen kleinen Kreis bedeutend. Aber glücklich benützt, könnte sie das größte Beispiel geben, die schönste Wirkung tun.

Um den Fremdenverkehr handelt es sich, für den ist jetzt ein wichtiger Augenblick da. Der Fremdenverkehr war ja bisher in Oesterreich bekanntlich nur in einigen, nach ihm benannten Vereinen vorhanden, als Gegenstand von Verhandlungen und Beratungen. In Wirklichkeit gab es ihn kaum. Warum? Weil Oesterreich (Tirol und Salzburg ausgenommen) bei den Fremden gefürchtet war. Einmal und nicht wieder, hieß es. Erst neulich, in Mannheim, als ich in einem Vortrag darüber klagte, daß Oesterreich in Deutschland viel weniger bekannt sei als Ostasien oder Nordafrika, gab mir ein Offizier recht, entschuldigte aber die Deutschen. „Denn wer hat denn das Geld, um in Oesterreich reisen zu können?"

Insbesondere das Salzkammergut gilt als das teuerste Land Europas. Mit Unrecht. Es gilt einmal dafür. Mag es eine Verleumdung sein, aber die Fremden glauben ihr. Was nun? Zunächst: dafür sorgen, daß es wirklich eine Verleumdung ist. Und ferner: dafür sorgen, daß man dies auch draußen erfährt. Aber wie? Durch Ankündigungen? Sie wären verdächtig und man wird ihnen nicht trauen. Zeigt aber ist der Augenblick da, wo wir sie begründen könnten, ohne Verdacht zu erregen, und wo man bereit ist, uns zu trauen. Kündigen wir den Fremden aus dem Deutschen Reiche „Kriegspreise" für diesen Sommer an und wir haben die deutsche Kundschaft!

Es ist ein Augenblick, der vielleicht nie wiederkommt. Die Deutschen sind so reich als je; was etwa der eine weniger verdient, verdient sein Nachbar mehr als sonst, der Wohlstand ist nicht geringer, er hat nur die Plätze gewechselt; so paradox es klingt: gerade was der Krieg kostet, macht die Deutschen reich. Dabei haben sie nun bald neun Monate der höchsten Anspannung hinter sich und wissen, Jahre der stärksten Forderungen an ihren Willen, an ihre Nerven, wenn sie den Sieg dann wirtschaftlich bewältigen sollen, noch vor sich zu haben. Das Bedürfnis nach einer Pause, nach Ruhe, nach Erholung wird größer als je sein. Sie müssen ausspannen, Schicht machen. Aber wo? Alle die Deutschen, die sonst im Sommer auf die Insel Wight, nach Schottland, auf die Nordlandsreise, nach Biarritz, Pau, Arcachon, Aix-les-Bains oder Trouville, in die Bretagne oder in die Normandie, nach Ostende, Scheveningen, Katwijk oder Nordwijk, an die Nordsee, nach Helgoland, an die Ostsee gingen, wohin sollen sie heuer? Ins Engadin, ins Berner Oberland? Auf den Lido, nach Viareggio? Sie werden keine Lust haben, Engländern oder Franzosen zu begegnen und diese vielleicht besser, sich uns freundlich behandelt zu sehen. Es bleibt ihnen nichts übrig, als daheim zu bleiben: die ganze große deutsche Reiselust wird heuer in Deutschland und Oesterreich untergebracht werden müssen. Nie war uns ein Augenblick günstiger. Benutzen wir ihn nicht, so ist eine Gelegenheit versäumt, die nicht wiederkehrt.

An den Fremdenverkehrsvereinen ist es, die Werte Oesterreichs und besonders des Salzkammergutes zusammenzutrommeln, daß sie „Kriegspreise" für diesen Sommer beschließen und rechtzeitig überall ankündigen. Im Schwarzwald, im Taunus, im Fichtelgebirge findet der Fremde Zimmer und Verpflegung, wenn er Ansprüche macht, um fünf, wer bescheiden ist, schon um drei Mark täglich: mit hundertfünfzig Mark alles in allem kommt er einen ganzen

Theater

Bassermanns Solneß

Die Düsternisse ibsenscher Menschen, dieser Menschen mit Ahnungen, symbolischen Wehen und Halbkrankheiten, können einem nachibsenschen Geschlecht leicht dem Theatralischen und damit Lächerlichen genähert erscheinen. Das haben wir zuletzt bei Irene Triesschens Hedda Gabler in der Königgrätzer Straße gesehen. Der Triesch möchte man jetzt Bassermann, als die ganz andere Klasse moderner Ibsenspieler, gegenüberstellen. Sie unterstreicht und vertieft alles Umflorte, Oraklige, Mystische und Leidende, lackiert gewissermaßen die Gestalt mit konzentriertem Ibsen-Extrakt; und erreicht, daß seiner Organisierte ihr Spiel als plump, aufdringlich, überdeutlich empfinden und sich beleidigt abwenden. Bassermann, dessen Baumeister Solneß uns das Lessingtheater eben wieder beschert, vertraut, daß das Geschehnis und sein Ende schon allein stark genug sind, die tragische Wirkung auszulösen. Er begnügt sich, natürlich zu sein. Ganz und gar hütet er sich vor Verstärkungen des sogenannten Ibsen-Kolorits. Er hält sich jeder für berechtigt, die Deutlichkeiten abzuschwächen; mit Recht, denn je mehr Ibsen Gemeingut geworden, um so allgemeiner muß naturgemäß die Fähigkeit ihm, auch ohne Fingerzeige, nachzudenken und nachzufühlen, geworden sein. Den ersten Akt des „Baumeister Solneß", den viele Schauspieler zu Virtuositäten im Darstellen des Schicksalschweren, Ahnungsvollen und Düstern buchstäblich auspressen, spielt er, bis auf den Schluß, geradezu heiter. Was man wissen muß, klingt bei ihm ohnehin durch. Nachher leidet er, ausschließlich; aber auf eine nur eindringlich menschliche, in nichts demonstrative Art; weder „vielsagend" noch mit den bekannten Brocken für die Psychiater. Am Ende glaubt man ihm seinen Glauben, daß es zur Zwiesprach mit dem Weltgeist geschieht, wenn er auf das schwindelnd hohe Gerüst seines letzten Baus steigt — und nicht, daß ers tut, weil eine sensationsgierige Hysterika es verlangt. Aber auf so bach. hsaftes Geblüt wie Else Bavssermanns Hilde würde gerade dieser Solneß schwerlich all seine Sach' stellen. Wenn der Baumeister für Hilde Mangels Heldensehnsucht von der Zinne stürzt, ist es erschütternd; wenn dieser Solneß hier es für Else Bassermann tut, ist es kläglich.

L.

Der neue Schönherr

Manchmal denkt man beim neuen Schönherr an Strindberg. Wie der Weibsteufel, der dem Stück den etwas operettenhaften Namen gibt, die Frau zum Teufelsweib macht, ihre kalte Ränke ein grausig Rachewerk an den Männern üben, wie diese Frau Schritt für Schritt moralischen Halt und moralische Hemmung verliert, wie sie tiefer und tiefer sich in das Netz der Falschheiten und Lügen verstrickt, wie sie für sich stechen und morden läßt und mehr und mehr dabei der menschlichen Fühlung mit den Objekten ihres Schicksalsspiels entgleitet: das haben wir so und soviele Male bei Strindberg gesehen und erlebt. Ansonsten freilich ist der Weg von Strindberg zu Schönherr weit; und führt viele Meilen steil abwärts. Strindberg graut vor dem Weibe als dem unbewußten Vollstrecker eines unvermeidlichen „Kadérs". Auch seine Handlungen sind zwar manchmal kolportagehaft, aber diese groben Vorkommnisse sind bei ihm wie Blasen, die aus der Tiefe steigen. Man empfindet nie eine seiner Handlungen wirklich wie Sensation und Kolportage. Hinter allem lauert letztes Schicksal, geheimnisvolle Notwendigkeit; lauert Schuld, die am Ende aufhört. Schuld zu sein — weil die Menschen und ihre Taten sich wie Glieder einer großen, unaufhaltsamen, unsichtbaren Maschine vollenden. Von alledem hat Schönherr nichts. Seine Dramatik schöpft aus Problemen der Oberfläche. Vom Kommandanten der Grenzwacht wird der kraftstrotzende Grenzjäger auf die junge Frau des krüppelhaften, häßlichen Schmugglers losgelassen, um durch das Weib dem Manne beizukommen. Und der Schmuggler selbst wiederum hetzt sein Weib auf den Jäger, daß sie ihn mit falschem Spiel umgarne und ungefährlich mache. Die Schlauheit scheitert am Leben. Die zum Spiel, zum Geschäft Zusammengetriebenen machen Ernst. Die Muskeln des Jägers und die Blondheit der Frau sind mächtiger als die Geschäftsinteressen des Krüppels und die Avancement-Verheißungen des Kommandanten. Das Drama ist da. Schönherr hat die Geschicklichkeit, es sich in fünf Akten ausschließlich zwischen den drei Personen, die es angeht, schürzen und erfüllen zu lassen. Erfüllen dadurch, daß das Weib über das Spiel hinauswächst und für den schmählichen Handel, den man mit ihm treiben wollte, Rache nimmt: der Jäger erfüllt, unter ihrem Zwang, den Mann. Diese fünf Akte bekommen Dichterisches, sobald Schönherr sich in ein näheres Spiel mit den Urkräften, die bei diesen Menschen am Werke sind, einläßt. Das ist immer seine Stärke. Wie das Weib erwacht, zu dem „Kraftlack" hindrängt, wie die Sehnsucht nach Leben, nach Liebe, nach einem Kinde aufflutet, von ihr ganz Besitz ergreift — das atmet zuweilen hier dieselbe Elementarkraft, die Schönherr früher anderen Trieben seiner Menschen, beispielsweise der Erdhaftigkeit seiner Bauern, zu geben vermocht hat. Aber das ganze hat, trotz aller Straffheit im Technischen und trotz der dichterischen Flammen, die durch das Werk schlagen, einen seltsamen Mangel an dramatischer Dynamik. Es läßt kalt. Vielleicht, weil ein auf jedes Beiwerk verzichtendes Drama wie dieses, weil eine so schlichte Gesetzlichkeit der Technik tieferes Eindringen erwarten läßt. Schönherr stellt dar, und das tut er glaubhaft, naturwüchsig und manchmal poetisch. Aber gerade hier tut sich der Gegensatz zu Strindberg als klaffender Mangel auf. Die letzten urheberischen Kräfte des Geschehens liegen bei Strindberg im Unendlichen, im Unbewußten, in irgendwelchen unkontrollierbaren, aber entscheidenden Mächten. Das Handeln seiner Menschen ist tragisch, weil irgend etwas, für das sie nicht ganz verantwortlich sind, sie schuldig werden läßt. Das bringt in seine Stücke auch jenen Ton von Barmherzigkeit, der ein Drama erst zum Drama macht. Die urheberischen Kräfte bei Schönherr sind: der Kommandant und der Ehemann. Niemals mehr, niemals weniger. Nicht in dieser Frau selbst liegt ihr Schicksal. Daß alles ebenso gekommen wäre, wenn weder der Kommandant noch der Schmuggler die Lawine gestoßen hätten — das klingt an keiner Stelle hindurch. Das Ganze bleibt: ein interessanter, technisch gut hergestellter, nicht unkünstlerisch gesehener — Vorfall. Das Kolportagehafte wird nicht restlos absorbiert. Oft sogar wird es durch Schönherrs schon bekannte Neigung, den Gehalt einer Situation in einen Aphorismus zu pressen, sehr peinlich verstärkt; denn dann hören die Leute auf, natürlich zu reden. Immerhin: man langweilt sich an keiner Stelle, man empfindet oft Freude an dem Dichter Schönherr, öfter noch an seinem frischen, und dabei in Zucht gehaltenen Theatergeist; und man genießt gern die schauspielerischen Leistungen, zu denen dieser Theatergeist die Möglichkeit gibt. Deshalb hatte auch Reinhardt recht, das Stück zu erwerben. Lucie Höflichs reife Weizenblondheit ist wie von vornherein für dieses Weib, das der Teufel in Besitz nimmt, geschaffen. Sie ist so Tier wie Menschensehnsucht. Bei Rallenberg faßt einen, wie vor seinem Schluck, wiederum der Menschheit ganzer Jammer. Wie er im letzten Akt sein Schicksal vorausahnt, wie es ihm im Nacken und an